

KURZ VOR DEM GAU

In den USA passierten in den vergangenen Jahrzehnten haarsträubende Fehler und Fastkatastrophen bei der Wartung von Atomwaffen. Auch in Europa gab es ernste Zwischenfälle

Der Bauer Walter Gregg werkelte gerade in einem Schuppen im US-Bundesstaat South Carolina, als eine Atombombe vom Typ Mark 6 neben seinem Hof einschlug. Die Bombe enthielt keinen Atomsprengkopf, doch die Explosion der konventionellen Sprengladung, die jene Bomben enthalten, riss ein zwölf Meter tiefes Loch in den Garten, grillte Dutzende Hühner und verletzte mehrere Menschen. Es war das vergleichsweise glimpfliche Ende eines fatalen Fehlers im März 1958. Die Bombe war aus einem B-47-Stratojet der US Air Force gefallen, weil ein Waffenoffizier versehentlich den Auslösemechanismus betätigt hatte.

Der Zwischenfall ist eine von vielen Fastkatastrophen in der Geschichte der Atomwaffen in den USA. Mehr als tausend Unfälle dokumentierten Behörden allein zwischen 1950 und 1968. Der Journalist Eric Schlosser hat in der geheimen Welt der US-Nuklearwaffen recherchiert. In seinem Buch „Command and Control“ kommt er zu einem beklemmenden Ergebnis: Atomwaffen sind auch in Friedenszeiten ein ständiges Risiko. Fehlentscheidungen, Schlamperei und technisches Versagen hätten die Welt immer wieder an den Rand einer Katastrophe getrieben. Dass bislang nichts Schlimmeres passiert ist, sei schieres Glück.

Besonders knapp war es am 23. Januar 1961. Bei einem Routineflug war ein B-52-Langstreckenbomber der US Air Force über der Kleinstadt Goldsboro in North Carolina mit zwei Wasserstoffbomben an Bord auseinandergebrochen. Wasserstoffbomben sind auch Atomwaffen, die beim Verschmelzen von Wasserstoffisotopen aber er-

heblich mehr Sprengkraft entfalten als herkömmliche Atombomben. Solche scharfen Wasserstoffbomben fielen über Goldsboro am Fallschirm zu Boden, detonierten jedoch nicht. 52 Jahre später belegten geheime Dokumente, die sich Schlosser verschaffte, dass bei einer der Bomben drei der vier Sicherheitsmechanismen versagt hatten, die eine unbeabsichtigte Explosion verhindern sollten. Ein letzter elektronischer Schalter schützte Millionen von Menschen vor dem atomaren Tod. Ein simpler Kurzschluss hätte die Bombe gezündet, deren Sprengkraft 260 Mal stärker war als die jener Atombombe, die von den USA über Hiroshima abgeworfen wurde. Goldsboro wäre verbrannt, die Ostküste von Washington bis New York radioaktiv verseucht gewesen.

ES BRENNT AN BORD

Von solchen Gefahren sollte die US-Bevölkerung nichts erfahren. Es herrschte Kalter Krieg, und die Logik der Abschreckungspolitik verlangte nach einem großen Arsenal an Atomwaffen und strammen Kommandostrukturen. Um bei einem Angriff durch die Sowjetunion direkt zurückschlagen zu können, wurde die US-Luftwaffe in den 1960er-Jahren mit der Operation „Chrome Dome“ (Glänzender Dom) in eine 24-Stunden-Bereitschaft versetzt. Zu jeder Zeit kreisten zwölf B-52-Langstreckenbomber mit scharfen Wasserstoffbomben zwischen den USA, Grönland und Europa. Doch je höher die Alarmbereitschaft, desto größer das Unfallrisiko. 1968 etwa brach an Bord einer B-52 Feuer aus. Auslöser war eine Schaumstoffmatte, die die Crew zum Ausruhen mitgenommen hatte.

Bei Atomwaffen kann jeder noch so kleine Fehler zum größten anzunehmenden Unfall führen, dem atomaren GAU. Das musste 1980 auch der damals 22-jährige David Powell erfahren. Bei Wartungsarbeiten in einem Raketensilo im US-Bundesstaat Arkansas rutschte dem Betriebsingenieur eine große Schraubennuss aus der Hand, fiel

Ein Techniker arbeitet in einem Trainingsilo für Minuteman-II-Raketen in South Dakota (1992). Die Anlage ist einer originalen Abschussvorrichtung nachempfunden und 27 Meter tief

durch ein Gitter in die Tiefe und durchschlug weiter unten die Tankhülle einer Wasserstoffbombe W53, auch Titan-II-Rakete genannt, die mit über 30 Metern Höhe damals größte Interkontinentalrakete der USA. Sofort trat entzündlicher Flüssigtreibstoff aus. Der Komplex wurde evakuiert, die Verantwortlichen verloren somit die Kontrolle und mussten auf Anweisungen eines Krisenstabs warten.

Als Stunden später ein Wartungsteam zurück ins Silo geschickt wurde, entzündete sich der Treibstoff und die Rakete explodierte. 21 Menschen wurden verletzt, ein Soldat erlag einer Vergiftung. Der Raketenkopf wurde aus dem Silo geschleudert und zerstört, die Wasserstoffbombe darin landete in einem Straßengraben, unbeschadet. Wäre sie detoniert, hätte sie Arkansas für Jahrzehnte in eine Todeszone verwandelt, die Explosionskraft betrug das 670-Fache der Hiroshima-Bombe.

NEUE GEFAHREN

Jene Fast-GAUs zeigten Schwachstellen auf und zwangen Militärs und Waffenentwickler zum Nachrüsten. So täuscht auch der Eindruck, die USA hätten besonders viele Probleme mit ihren Nuklearwaffen gehabt. „Die USA scheinen leichtsinniger, sind aber einfach etwas transparenter“, sagt Giorgio Franceschini, Experte für Atomwaffen und Rüstung von der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. Atommächte wie Russland oder China würden Informationen über Zwischenfälle konsequenter unter Verschluss halten und könnten – anders als die USA, wo es ein Informationsfreiheitsgesetz gibt – nicht zur Freigabe von Dokumenten gezwungen werden.

Seit Ende des Kalten Krieges sank die Anzahl der atomaren Sprengköpfe von weltweit mehr als 60000 auf unter 17000. Damit ist das Risiko einer unbeabsichtigten Detonation geringer geworden, aber längst nicht gebannt. Die USA und Russland rüsten ab, Atommächte wie China, Indien und Pakis-

tan erweitern ihr Arsenal hingegen. Rüstungsexperte Franceschini geht davon aus, dass die Gefahr eines Missbrauchs der Waffen steigt – etwa durch Terroristen, die sich Zugang zu Sprengköpfen verschaffen. Mit Sorge sieht er Pakistans Atomwaffenarsenal. In dem instabilen Land stellen Terrorgruppen und die Taliban eine Bedrohung dar.

Dass auch auf dem Luftwaffenstützpunkt Büchel in Rheinland-Pfalz mehrere Wasserstoffbomben stationiert sind, ist ein offenes Geheimnis. Sie sind ein Überbleibsel des Kalten Krieges und waren für den taktischen Einsatz gegen gegnerische Truppen vorgesehen. Bewacht und gewartet werden die Sprengköpfe von US-Soldaten. Die Bundeswehr stellt die Tornados, die im Ernstfall die Atombomben zum Einsatzort fliegen müssten. Diese Bomben gelten als sichere Waffen. Otfried Nas-

sauer vom Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit sieht für Büchel nur eine theoretische Unfallgefahr: Die Bomben würden kaum bewegt und die Tornados nur mit Attrappen geflogen.

Mit Milliardenbeträgen wollen die USA ihre Atomwaffen erneuern. Dabei wollte sich US-Präsident Barack Obama für eine Welt ohne Atomwaffen einsetzen und hatte dafür im Jahr 2009 den Friedensnobelpreis erhalten. Doch die Abrüstungsverhandlungen sind mit dem Ukraine-Konflikt ins Stocken geraten. Auch die Forderung von Experten, die Zahl abschussbereiter Sprengköpfe weiter zu reduzieren, findet derzeit kaum Gehör. Sebastian Drescher

Weiterlesen: Eric Schlosser: *Command and Control*. Eine wahre Geschichte. Verlag C.H. Beck, 24,95 Euro

WEITERE BEUNRUHIGENDE VORFÄLLE

- **Hauptsache einfach:** Die Kombination „00000000“ war während des Kalten Krieges fast 20 Jahre lang der Startcode für die US-Minuteman-Atomraketen.
- 50 nukleare Sprengköpfe liegen laut Greenpeace in den Tiefen der Ozeane, die meisten von gesunkenen U-Booten der Sowjetunion.
- 1966 stürzte in Spanien eine B-52 der US Air Force mit vier Atombomben ab. Die Teildetonation zweier Bomben verstrahlte größere Flächen radioaktiv.
- 1984 rutschte auf dem deutschen Stützpunkt der britischen Luftwaffe

in Brüggen ein Bombencontainer in einer Kurve vom Transportfahrzeug. Berichten zufolge wurde dabei auch der Sprengkopf im Container beschädigt, Radioaktivität trat jedoch nicht aus.

- 2007 transportierte die Crew eines US-Bombers unwissentlich sechs atomar bestückte Marschflugkörper und ließ die gefährliche Fracht stundenlang unbewacht auf einem Rollfeld stehen.
- 2014 stellte die US-Energiebehörde fest: Baupläne diverser Sprengköpfe und Trägersysteme sind verschwunden oder unbrauchbar.



Vorbereitet auf den Ernstfall? Mitarbeiter des Wehrwissenschaftlichen Instituts für Schutztechnologien in Munster führen die atomare Dekontamination eines Fahrzeugs vor

FOTOS: INSTITUTE, PAUL SHAMBROOM / REUTERS, FABRIZIO BENSCH / HINTERGRUND: ISTOCKPHOTO, SDLCZPS

ES IST DEIN GELD!

Bestimmte Ausgaben kann man sich von der Bundeswehr erstatten lassen. Das ist aufwändig, aber die Mühe lohnt sich. Manchmal sogar mehr, als man denkt

Als Soldat gibt man regelmäßig Geld aus, das man sich von der Bundeswehr erstatten lassen kann. Vereinfacht kann man sagen: Wenn die Bundeswehr dem Soldaten private Kosten verursacht, übernimmt sie diese in der Regel. **Reisekosten** sind ein Beispiel, das nahezu jeden betrifft. Dienstantrittsfahrten (etwa zu Lehrgängen) und Familienheimfahrten mit dem eigenen Auto kann man abrechnen. Außerdem werden einige Belastungen honoriert, zum Beispiel Dienst zu ungünstigen Zeiten.

Kümmern muss man sich selbst, und zwar mit einem Antrag. Der Aufwand lohnt sich öfter, als man denkt. Denn viele Anträge mit kleinen Beträgen ergeben am Ende des Jahres eine große Summe.

NOTIZEN HELFEN

Für alle Anträge und Zahlungen sind Voraussetzungen zu beachten, die in den Vorschriften stehen, etwa Fristen. Bei Reisekosten sind das sechs Monate. Wer sie verstreichen lässt, geht leer aus. Der Spieß weiß, wer bestimmte Erstattungen beantragen kann. Einzelheiten sollte man sich selbst in den Vorschriften durchlesen, man findet sie im Intranet. Denn: Wegen der **Wahrheitspflicht** müssen die Angaben stimmen. Wer etwas falsch angibt, dem kann ein Dienstvergehen vorgeworfen werden (Erschleichen von Leistungen).

Zu empfehlen ist, ein Dienstzeiten- oder **Tätigkeitsbuch** zu führen, um auch Monate später seine Ansprüche nachvollziehen zu können. Details zum Antrag kann man mit dem zuständigen Mitarbeiter vom Dienstleistungszentrum klären, Tipp: Leerlaufzeiten nutzen, um den Papierkram abzuarbeiten.

Ein Tipp für FWDler: Alle Zahlungen und die Wehrsoldbescheinigung daraufhin überprüfen, ob man die Zuschläge erhält, die einem zustehen! Dazu gehört bei FWDlern neben

ANTRÄGE ANGEHEN

- **Trotz Hilfe von anderen:** Die Vorschriften sollte man selbst kennen
- **Bei Anträgen helfen Spieß und Dienstleistungszentrum;** Kontakt über den Spieß oder das Telefonverzeichnis der Dienststelle
- **Merke:** FWDlern stehen nicht alle Leistungen zu, die SaZler erhalten

dem Wehrsold einiges: **Mobilitätzuschlag** (abhängig von der Entfernung zum Meldewohnort), Wehrdienstzuschlag, „besondere Zuwendung“ (Weihnachtsgeld), Entlassungsgeld etc. Neben den Zahlungen von der Bundeswehr kann ein **Mietzuschuss** oder ein Unterhaltszuschuss helfen, wenn der Sold für die Miete und/oder den Unterhalt der Familie nicht reicht. Diese Zu-

schüsse beantragt man bei der zuständigen Unterhaltsicherungsbehörde am Wohnort. Bei Anträgen an zivile Behörden (Elterngeld, Kindergeld) kann der Sozialdienst helfen.

AUCH SPÄTER GEHT NOCH ETWAS

Erhält man einen neuen Dienstposten, dann prüfen die Vorgesetzten, ob man neue Zulagen bekommt oder bestehende wegfallen. Das sollte man bedenken, bevor man einer Umplanung zustimmt. Stellen- und Erschwerniszulagen erhält man nur, wenn man die Tätigkeit tatsächlich ausübt. Eine **Schichtzulage** bekommt also nur, wer im Schichtdienst arbeitet. Die sogenannte „Fliegerzulage“ wird gezahlt, wenn tatsächlich geflogen wird. Und Feldjäger müssen als solche tätig sein, sonst haben sie keinen Anspruch auf die „Feldjägerzulage“ Diese Zulagen muss man nicht beantragen. Stellt man fest, dass eine Zulage nicht zugesprochen oder gezahlt wurde, dann kann sie auch mit zeitlichem Abstand beantragen.

Soldaten müssen mindestens monatlich Formulare ausfüllen und einreichen um kein Geld zu verlieren. Nicht ideal ist, dass es so viele Formulare und Wege zur Erstattung gibt. Zum Teil wäre es sinnvoller, würden kleinere Beträge mit einer **Pauschale** beglichen, statt jedes Mal Centbeträge auszurechnen. Christian Peter